

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

66 (8.3.1921) Unterhaltungs-Beilage

Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage

Wellchen.

Der Märzwind kam in vollem Lauf,
Er weckte Dusch und Bäume auf
Und abertausend Wellchen.
Und all die blauen Augen stehn:
„Lacht uns nicht unbeachtet stehn
Er freut euch doch ein Wellchen.“

Der Frühlingswind den Sinn verstand,
Mit Vogelsang er sich verband,
Schloß auf der Sehnst Bronnen.
Die rauschen nun ins Land hinaus,
Und Wellchen blühen in jedem Haus
Und duften Frühlingswonne.

Emma Bender.

Die Sage vom sieben Mund-Gähle.

Von Andreas Hundertpfund (Wolfartsweyer).

Wolfartsweyer (Wolfartsweyer) war vor dem 30jährigen Kriege wohl dreimal größer als jetzt. Seine Gemarkung erstreckte sich bis nach Grödingen. Eine Zeitlang gingen auch die hiesigen Schüler dort in die Schule. In dem langen Religionskrieg von 1618-1648 wurde das Dorf hart mitgenommen. Nach seiner Zerstörung 1622 wurden die Bewohner allmählich durch Hunger, Entbehrung und Seuchen dahingerafft, so daß zuletzt nur noch sieben Bürger übrig waren. Diese konnten natürlich die ganze Gemarkung nicht anpflanzen. Sie bebauten darum nur so viel, als sie selbst bedurften; das übrige Feld lag brach. Als dies die umliegenden Gemeinden wahrnahmen, wuchs ihre Begierde nach fremdem Eigentum. Von Süden her nahm Etlingen, das damals zur Herrschaft des Bischofs von Speyer gehörte, den Berg- und Talwald weg und ließ nur ein kleines Stück, und zwar das schlechteste, unberührt. Die Etlinger mochten wohl der Meinung sein, daß so wenig Leute auch nicht viel zu suchen haben und darum auch wenig Holz bedürfen. Von Osten griff gierig der Abt des Klosters in Neuenbürg zu. Er ließ durch seine Kapuziner im Kloster zu grünen Wäldern (Grünwäldern) den südlich des Tales gelegenen Wald bis herunter an das Dorf in Besitz nehmen. Damit aber die sieben Bürger beim Holzholen nicht über die neue Grenze hinüberholpten, ließ er einen tiefen, breiten Grenzgraben ausheben. Wie zum Spott und Spott ließ er den Waldraum von 1 bis 2 Meter Breite den Bürgern in Wolfartsweyer, damit sie mit Wuchswert ihre Suppen kochen und im kalten Winter ihre schlechten Stuben heizen können.

Um allerhöchsten aber trieben es die Durlacher. Von Norden her raubten sie nicht nur den Wald bis in die Nähe des Dorfes, sondern sie gingen auch an, von Zeit zu Zeit große Stücke des Feldes an sich zu reißen. Jetzt stand den sieben Bürgern das Wasser an der Kehle; jetzt wuchs sich die Sehnsucht nach Erfolg. — Sie beratschlagten, was in dieser Not zu tun sei; sie erkannten, daß sie die Schwachen gegen die Starren machtlos seien. Ein Schlaupfropf meinte, daß nur Klugheit und List sie retten könne. Alle stimmten dem zu und überließen die Ausführung der Sache vertrauensvoll dem klugen Ratgeber. Dieser begab sich „auf Fuß“ (Gutshof in Hohenwetterbach), wofür eine große Zahl schwarze Katzen gehalten wurden. Er bat den Gutsherrn, der Gemeinde Wolfartsweyer 20 derselben auf kurze Zeit leihweise zu überlassen. Zugleich gab er auch an, wozu sie gebraucht werden sollten. Der Gutsherr lachte sich schadenfroh ins Fäustchen, da er sich auch gegen die Raubgier der Durlacher zu wehren hatte. Er gab darum die Katzen gerne her.

Der Weinberg des Herrn.

Eine Geschichte aus der guten alten Zeit.
Von Albert Geiger.

(Wachstum verboten).

Indem sie also wechselnden Gemütes höher geschritten war, hatte sie sich unmerklich den Nebbergen genähert, die den Weinberg des Herrn von allen Seiten umfingen hielten wie schützende Arme ein laibbares Kleinod. Ihr entgegen aber war mächtig der Nebel gewandert, der weiche, weiße, perlmutterschimmernde, umflossene, alle Dinge nachdenklich und märchenhaft machende Herabwogenebel. Er war wie ein Hauberschleier herabgesunken. Und von diesem verdichtenden, Nähe und Ferne verwischenden Wunderschleier umwoben, fand sich die Jungfer Merenz mit einemmal wieder in die Traum- und Faubervelt ihrer Ritterbücher zurück. Sie hörte einen Schuß im Nebel: den Schuß des narreten Bed. Eigenartig dumpf verrollte das Echo in den Nebenhügeln. Dann hörte sie seinen verklingenden Gesang. Sie vernahm den Raubvogelschrei des schwarzen Lulas, der spitz und schrill den Nebel zu zerschneiden schien und jählings, wie festgebant, verstummt abbrach. Sie griff sich an die Schläfen, wie um sich zu bestimmen. Atemlos kam sie den steinigsten Pfad nach Vollersbach hinauf, gefolgt von dem verzweifelnden Nops Brambilla, immer tiefer, immer dichter in den Nebelgäuben hinein, bis sie endlich auf der Vogelschau hinter der alten Linde bei dem Muttergottesbild erschöpft innehielt. Sie ließ sich mit glühenden Wangen auf die Bank unter der Linde sinken. Ein Tränenbäumchen in ihr auf, daß sie vor langen Jahren hier mit Meli gelesen war. Aber da hatte sie das muntere Dreilingen, die schöne, hügelige Gegend, die Städtchen, Dörfer, Höfe und Apellen all beschaut. Sept war

Die schwarzen Katzen versahen damals auf dem Gut die Haus-, Hof- und Feldpolizei wirksamer als Menschen hätten tun können. War früher nichts sicher vor den Dieben, ließ sich jetzt keiner mehr blicken; sie fürchteten die schwarzen Katzen. Es herrschte nämlich in jener Zeit der Aberglaube, daß böse Menschen sich in schwarze Katzen verwandeln können oder umgekehrt, daß schwarze Katzen verzauberte Menschen seien.

Als der Durlacher Feldmesser und seine Gehilfen nun eines Tages wieder einmal ein Stück Feld abmessen und die Grenzlinie verlegen wollten, erhob sich plötzlich in der nahe gelegenen Hohlgrube vor ihnen ein fürchterliches Katzengeschrei, verstärkt durch das Echo des Waldes. Der Feldmesser und seine Gehilfen fuhren von ihrer bösen Arbeit in die Höhe. In aller nächster Nähe sahen sie viele schwarze Katzen auf dem Rand der Hohlgrube tanzen und die tollsten Sprünge ausführen. Netz- und Arbeitsgerät im Stiche lassend, eilten die geängstigten Männer dem schwebenden Walde zu. — Aber o weh! Hier ging es noch schrecklicher zu! Aus den nächsten Gehäusen schossen neue schwarze Katzen hervor. Es schien, als ob der ganze Berg von Katzen wimmelte. Todesangst ergriff die Flüchtenden und ohne auch nur einmal zurückzublicken, eilten sie in rasendem Laufe der Heimat zu.

Die sieben Bürger, die sich in der Hohlgrube verborgen hielten, lachten sich halb zu tot. Ihr Plan war ihnen glänzend gelungen. Sie hatten nämlich je zwei Katzen an den Schwänzen aneinander gebunden und sie am Wuchswert längs der Hohlgrube befestigt; in gleicher Art war auch der Waldraum besetzt.

Von dieser Zeit an kam der Feldmesser nicht mehr und die Bevölkerung der kleinen Gemeinde hatte ihr Ende erreicht. Doch muß er samt dem Durlacher Stadtrat, der die meiste Schuld an der erwähnten Verabingung trägt, seit dem Tode umgehen. Der letztere erscheint als schwarzer Mann ohne Kopf, der Feldmesser als Fuchs oder Hase. Di fährt er auch unsichtbar, wie mit einem raffinierten Schiebbarren, durch die Kronen der Bäume, das die Äste brechen.

Als einst der Förster von Au (Aue) nach einem Fuchs hoch, verfiel durch vor seinen Augen, dem Schützen aber wurden das Gewehr und einige Finger verdrückt.

Die Hohlgrube, worin sich die sieben Bürger gegen die weitere Verabingung durch die Durlacher widersetzen, indem sie wader den Mund aufstauten und mit Hilfe des Hexenglaubens für ihr Recht eintraten, heißt jetzt noch: „Das sieben Mundgähle“ oder wie die Bewohner des Dorfes in ihrer Mundart sagen: „Das sieben Murgähle“. Der angrenzende Berg wird heute noch „der Katzenberg“ genannt.

Chinesisches Porzellan.

Die Dresdener ehemals Königl. Sammlungen begannen in den letzten Jahren nach und nach durch die Berliner Firma Lepke die Dubletten ihrer Porzellanmengen veräußern zu lassen. Nicht nur europäisches Porzellan, die prächtigen Porzellanfiguren, nein, in noch viel größerem Ausmaß die Porzellane der Asien. Es ist ja soviel davon vorhanden in den Kellern der Dresdener Museen und in den kleinen Schließchen, in denen August der Starke, der Mann mit dem großen Herzen, dem seinen Geschmack und dem kleinen Verstand, seine zierlichen Freundinnen sitzen hatte. Schiffsladungsweise kamen die kostlichen chinesischen Scherben für diese zierliche und reichlich degenerierte Hofgasse an; bei der Waffe des Materials spielte es keine Rolle, wenn auch einmal hier und da ein ganzes Schiff mit chinesischem Porzellan in die Tiefe des Meeres sank. Bei aller Reue, die gerade jenen spärlichen Zeiten unter der Kulturstände eigen war, muß, so fährt Lothar Brieger im „Sammler“ aus, doch ein feines Gefühl

darüber vorhanden gewesen sein, daß es eigentlich nur ein Porzellan in der Welt gibt, das Porzellan Chinas, und daß alles übrige Porzellan, mag es dem weniger verwöhnten Auge auch noch so herrlich erscheinen, im Grunde doch nichts anderes ist als eine lächerliche und barbarische Nachahmung. Wir von heute, die wir in einem Zeitalter leidenschaftlichen Porzellanmüllens lebten, leben doch auch zugleich in einer Zeit bedauerlicher und trüber Kritiklosigkeit gegenüber dem Porzellan. Vielleicht darum, weil wir gute Stücke des alten China meist nur hinter den Vitruvialgläsern der Museen sehen, weil die Gelegenheiten so selten sind, es in die Hand zu nehmen und mit ihm intime Zwiesprache zu halten.

Nun war eine solche Gelegenheit wieder einmal da, und die Folgen davon mühten sich eigentlich im ganzen Porzellanmüllerswesen zeigen. Man nimmt diese feinen Gefäße in die Hand, von der Zartheit eines Rosenblattes und von der unerwähnten Kraft des Eisens, zurückhaltend wie ein Knabe, hingehend wie eine Frau, von einer Schönheit der Scherbe, wie sie der größte europäische Porzellanmeister höchstens einmal im Traume des Ergeizes ahnte, und von einem Glanze der Farbe, von dem er niemals eine Ahnung gehabt hat. Man wird ordentlich krank danach. Man bekommt Sehnsucht sein ganzes Leben nach diesem Porzellan, richtiger gesagt, nach den Begriffen und Gefühlen dieses Porzellans einzurichten. Sinnen hält man die dünne Schale in der Hand, und vor dem geistigen Auge tut sich das Heiligthum der Leetube auf, in der die alten Teemelster mit ihren Freunden sitzen, über das Tao sprechen und dabei irgendeine wundervolle Schale herumreichen als Inbegriff der Schön- und Klarheit, als Freude für Auge und Seele, als unendlichen Reichtum in kleinstem Raum.

Wenn das Geheimnis des chinesischen Porzellans einmal aufgegangen ist, der kann nachher lange keine anderen Porzellane mehr sehen. Ich will, sagt Brieger, garnicht vom japanischen Porzellan sprechen, jener plumpen Nachahmung durch ein Volk, dessen ganze Existenz darin aufsteht, immer nur wieder von neuem die abgelegten Kleider anderer Völker für seine eigenen auszugeben. Aber auch das europäische Porzellan, doch sicher einem besonderen Zeitgeist als dessen reiner Ausdruck entfloßen, wird dem Vergleichenden nur zu einer zweifelhafte Schöpfung kindlicher Hände. Das schönste Heroldporzellan wirkt wie Gefammel neben dieser einfachen dünnen blauen Scherbe, in der alles konzentriert ist, was Europa in seiner vollendeten Form niemals befehlen hat: höchste Volkstugend.

Wo liegt das Geheimnis? Das europäische Porzellan ist der Ausdruck einer in ihrem Erlebnis vollkommen veräußerten Welt, einer Welt, der das Leben wie ein Apfel war, den man mit Stumpf und Stil aufessen mußte. Über dieser scheinbaren Lebensfreude des europäischen Porzellans liegt die häßliche Stimmung des Vollgegensiebens, die müde Überfüllung. Das chinesische Porzellan ist ewige Jugend, ewiger Frühling, ewig gleiche Schönheit, es ist von der absoluten Vollkommenheit, die so einfach ist, daß sie sich mit Worten gar nicht mehr umschreiben läßt, es hat den Ewigleitsgang des ganz großen Kunstwertes und ist doch nur die Schöpfung einfacher sogenannter Handwerker. Man muß zur alten deutschen Graphit greifen, wenn man etwas finden will, das sich in ganz anderer Art mit dem chinesischen Porzellan vergleichen läßt.

Das chinesische Porzellan entstand, als eine Kultur höchsten Ausmaßes so groß geworden war, daß sie ein ganzes Volk umfachte, und daß Betrachtung und Pflege der Seidenraupen wichtig genug wurden, um darüber Weltfestschaft und Weltleben zu verachten und hinter dichten Mauern die weiteren Jahrhunderte gleichgültig gegen den lächerlichen Wirrwarr des äußeren Lebens zu verträumen. Ein Volk schuf dieses Porzellan, in dem auch der kleinste Mann nicht mehr an Weltbühnen dachte, nicht an das Schwert, nicht an das Geld. Nur der Chineser ging völlig der Suche nach innen, immer weiter in sich hinein, auf der Suche nach der Lotusblüte, in der der neue Buddha schlummert, Buddha das Kind, der ewige Mensch, der ihm versprochen worden ist. Und auf diesem Wege wurden die Gefühle von außen her immer unhörbarer, und wenn hörbar, immer störender für den Chinesen. Man konnte ihn töten, aber man konnte ihn nicht aufhalten, nicht töten, nicht, wie man das vermeint, in das wirkliche Leben zurückrufen. Ein ganzes Volk von vielen Millionen, das größte Volk der Welt, hatte die Kraft, diesen Weg zu gehen. Und

als es die Lotusblume fand, siehe, da war sie in einem Topf blauen Porzellans gepflanzt, und der Chineser setzte sich hin und verlor in den Anblick des blauen Porzellantopfes und vergaß darüber selbst die Lotusblume.

Das ist die wirkliche und wahrhaftige Geschichte des chinesischen Porzellans. Es ist von Laotismus nicht zu trennen, ja, vielleicht ist chinesisches Porzellan das einzige Ding, in dem Unsterblichkeit einmal eine allgemeine fähige Erscheinung geworden ist.

Kleines Feuilleton.

Napoleon I. als Journalist.

Die nebenberufliche Schriftstellerätigkeit, die Bonaparte sein ganzes Leben hindurch ausgeübt hat, zeigt ihn als einen Journalisten im höchsten Sinne des Wortes. Er begnügte sich aber nicht damit, an einer Zeitung mitzuarbeiten, sondern er betätigte sich auch als Gründer von Zeitungen, die an ihm ihren fruchtbarsten und erfolgreichsten Mitarbeiter hatten. Denn es bedarf nicht erst der Erwähnung, daß man die Artikel aus seiner Feder mit besonderer Aufmerksamkeit las; enthielten sie doch oft genug die Gedanken und Pläne, die für die politische Welt folgensthwerere Bedeutung erlangen sollten. In Italien speziell gründete Napoleon zwei Blätter: „Frankreich im Spiegel der italienischen Armeen“ und den „Kurrier von Italien“. Auch während seiner Laufbahn als General, Konsul und Kaiser blieb Napoleon seiner Neigung, sich schriftstellerisch zu betätigen, treu. Als General an der Spitze der italienischen Armee griff er besonders oft zur Feder, um sich gegen die Einwendungen und Unterstellungen seiner Gegner zu wenden. Als erster Konsul war es dann der offizielle „Moniteur“, den er mit Vorliebe als Sprachrohr zur Bekanntgabe seiner Meinung benutzte. Wie hoch er den Wert der öffentlichen Meinung einschätzte, geht zur Genüge daraus hervor, daß er ständig über das, was die Presse über ihn sagte und was die Presse über ihn schrieb, unterrichtet sein wollte. Mit Recht konnte er deshalb Fouché erklären, „daß er in den erbittertesten Schlachten, in den größten Gefahren, ja selbst mitten in der Wüste immer daran gedacht hatte, was Paris, und vor allem, was das Frankreich Saint-Germain über ihn sprachen.“ Daß er sich gerade um die Meinung dieses Hofschlages des französischen Adels so sehr kümmerte, beweist welchen Wert der „Emporkömmling“ auf die Meinungsäußerung der legitimistischen Kreise legte. Und daß er selbst von seiner journalistischen Tätigkeit keine geringe Meinung hatte, geht ferner daraus hervor, daß er im Jahre 1816 auf St. Helena mit großem Vergnügen die gebundenen Exemplare des „Moniteur“ empfing und nicht müde wurde, seine Artikel immer und immer wieder zu lesen.

Die Frau im Monde Salomo, der Weiße, hat gesagt, daß es nichts Neues unter der Sonne gäbe. Jetzt gewinnt es den Anschein, so schreiben die „Daily News“, als ob es auch im Monde nichts Neues gäbe. Kürzlich wollte zwar ein Italiener etwas Neues darin entdeckt haben, statt des altberühmten Mannes im Monde nämlich eine Frau, aber seinem Anspruch gegenüber macht man darauf aufmerksam, daß er mit seiner Entdeckung über zwei Jahrhunderte zu spät komme. Das Verdienst dieser Entdeckung kommt dem ersten Direktor des Pariser Observatoriums Cassini zu, der auf seiner 1692 veröffentlichten Mondkarte die Frau im Monde gezeichnet hat. Auch verschiedene andere Mondkartenzeichner haben in der Folge der Frau einen Platz auf ihren Mondkarten; während Cassini eine schöne junge Frau zu entdecken glaubte, fanden andere, daß sie schon recht hoch betagt und keineswegs ein Wunder an Schönheit wäre. Der Abbé Moreaux, der jetzige Direktor des Observatoriums von Bourges, beschreibt sie als eine Nymphe oder Najade mit ausgebreiteten Flügeln.“ Um diese Frau im Monde zu erblicken, muß man sich den Mond ansehen, wenn er etwa 11 Tage alt ist...

dide Värenwirthin hielt sich die Seiten vor Lachen und meinte: Du bist ja so ein feiner Kerl heut, narreter Bed. Staatsmäßig höchst dich andoehn, fell muß mer jage! Aber so e feiner Kerl muß a en Schatz han auf der Dantzobode! — Sofort waren alle eingeklinkt: Ja, en Schatz muscht han, sonst ist ich d' Freudemann halb! — Da indessen der Polizeigewaltige von Vollersbach, der trumme Anton, eingetreten war, um sich nach der Ursache des Kinderlärms umzusehen, und den narreten Bed wegen seiner „Narretei und saubomne Nachschere“ gebührend verwiesen hatte, war der in seiner Würde tief gekränkte Väder sofort vom Feuerigen Vären und von Vollersbach geschieden. Er wußte nicht recht, wohin er die schwanken Schritte lenken sollte. Im Wehen brummte er vor sich hin: Saubomne Deut z' Vollersbach! Fant loi Begriff von was Besseren! Aber fell ich woher: en Schatz muß i han, sonst ist ich des ganz Vergnüge verheiß! — Dieser Bedante bemächtigte sich seines bedürftigen Denkvorgangs, und er beschloß, nach Dreilingen zurückzukehren und dort Umschau zu halten, wen er unter den ihm bekannten Schenkknädeln wohl mit einem Liebesantrag begehren könne. Da er an der Wegscheide sich an das laufige „Aebblatt“ der drei Vuben erinnerte und nicht wieder das Opfer ihrer „domme Späß“ sein wollte, so war er den kürzeren, seinen Weg über die Nebberge emporgelommen, immer gewichtig mit seinen Gulden und Talern klappernd, die ihn seiner Meinung nach wohl in den Stand setzen konnten, einen Liebesantrag zu riskieren.

So war er in dem dichten Nebel dem freien Pfad mit dem Muttergottesbild: der Vogelschau, immer näher gekommen. Veratmend hielt er still. Da sah er zwischen Nebeln auf der Bank unter dem Muttergottesbild undeutlich eine Gestalt. Wohl ein Weibsbild, dachte der narret Bed. Wer sitzt sonst unter Muttergottesbildern? — Das packte ihm in keinen Plan. Er ging noch näher. Sein Staunen

weit und breit nichts als der schimmernde, weiche, immer dichter sich faltende Nebel. Sie sah alle die phantastischen Gestalten aus diesem Nebelstimmer auf sich zutreten, als wollten sie ihre Hand fassen und sie zu sich zurückziehen. Wie eine der irradenden Prinzessinnen ihres Buches erschien sie sich in dieser aus unmittelbarer wieder einsehenden Überzeugung ihrer Vorstellungswelt.

Die unphantastische Wirklichkeit machte sich hier den Spaß, die Jungfer Merenz mit einem herben Stoß noch mehr in ihre Phantasiwelt hineinzutreiben. Der neidische Geist, der diesen Tag regierte, ließ mit einemmal vor den entsetzten Augen Merenzens die selbstam-abenteuerliche Gestalt des narreten Bed auftauchen.

Nach der jäh abgebrochenen Begegnung mit dem abenteuerlichen Aebblatt und dem Weiste war dieser Wadere schiefen Schrittes nach Vollersbach hinuntergetrottelt, wo sein Erscheinen mit gebührendem Beifall aufgenommen wurde. Die Kirche war gerade aus, und so sehte es denn nicht an einem zahlreichen Publikum, als er sich in das erste Gasthaus des Ortes, den Feuerigen Vären, begab. Eine schreiende und johlende Kinderdär hatte sich vor dem Wirtshaus versammelt, ketterte an den Fenstern hinauf, bedäkte sich die Nasen platt an den Fensterscheiben und sang unaußhörlich:

Narreter Bed, narreter Bed,
wo find deine Bed?
Well, im Dred?

ein Lied, das der in Vollersbach nur zu gut bekannte Väder von der Dorfjugend bei seinem Erscheinen unweigerlich zu hören bekam. In der Wirtshaus selbst, wo sich bereits einige Bürger beim Gefeuchschoppen befanden und der rote Bräusler, der Neue, verlodend zwischen den gelben Laugenzelbergen hindurchglänzte, hatte sein grotesker Aufzug nicht minder überhörsene Freude hervorgerufen. Die

war groß. Es war die Jungfer Emmerentia. Unmutig in all ihrer selbstverschuldeten Betrübniß saß sie da. Der narret Bed betrachtete die Schöne in ihrem altertümlichen Staatskleid wohlgefällig und murmelte vor sich hin: Donner, ich des net die Jungfer Emmerenz? Die hat sich graufich schön andoehn aufs Erntedankfest! — Ein freudhaftes Gelächte überkam seine hochgemute Seele: er wollte die Jungfer Merenz mit einem Kuße beglücken überraschen. Schon hatte er die weinbunigen Lippen gespißt. Da machte ein morsches Reibpflast unter seinen vorsichtig schleichen Schritten. Die Jungfer Merenz schrak auf, lehrte sich um und sah den narreten Bed in seiner ganzen phantastischen Größe, mit funkelnden Augen, gespißten Lippen und ausgebreiteten Armen auf sich zutaukeln. Sie rief einen leisen Schrei aus, den der betäubte Nops Brambilla mit einem schwachen, kläglichen Bellen begleitete, sprang, an allen Gliedern zitternd, auf und hielt das kardinalblaue Esenbeinschirmchen wie einen Schild zur Abwehr vor sich. Dabei erinnete sie sich in ihrer verwirrten und so jählings bestimmten Seele der Beschwörungsformel, mit welcher die schöne Hiltibridin den bösen Zauberer Schwarzhand bei seinem räuberischen Überfall beschworen hatte, und so gut und so schlecht es ihr einfiel, rief sie mit zitternder Stimme, aber doch pathetisch genug: Wer du auch seist, Entfessler — du entseigst dem Schwefelbampf northumbriker Höhlen, oder dich habe entkandt Mampatro, die bärenlaugige Mejin — du kommest als geböhrter Teufel aus dem Reiche der verworfenen Bestial oder als flammendes Antier aus dem Lande der Giganten — dich, gieriger Schwarzhand, Bedwoker der Jungfrauen, Schänder aller Rittertugend, beschwöre ich im Namen der ewig reinen Himmelskönigin: du habest keine Macht über meine reine Seele. Fort mit dir zu den Bestien des Abgrunds Gehenna! (Fortsetzung folgt.)

